

Mein lieber Mister Ethor!

Wann ich's noch emol zu duhn hätt, dann hätt ich Jhne gar nit geschriewen, was for en Hoch mein Hosband, der Mister Philipp Sauerampfer mit mich gereist hot, bihats es hot mehbie viele Zeit, wo am End dente, wei der Phil hot recht, wann er sidt un es hot mehskante Mensch, wo mehbie sage, ich hätt ja auch kein Bihnes gege mein Hosband zu schreibe. Sell is all Non-sens; wenn dene Leit ihr Herz so voll wär, wie meins, dann wärdt sie differrent takte. Ich sin die gekränkte Unschuld un all was ich jezt will, das is Riehwenfch. Ich will den Philipp so schmal mache, daß er sich scheniere dukt in e Ludinglas zu gude. Der Philipp is en Mann, das biet einigke. Nit en Cent werth Pusch oder Enterpreis hot er in sich. Zu alles, was er duhn soll, de muß er erst mit die Nos druff gestohe wer'n un dann muß mer ihn noch wasche wie e ganz kleines Mehl. Wimmer wann Se'n takte hörn, do dente Se, e r wär das ganze Ding un wann e r nit wär, dann könnit die Ju-neit Stehts de Schapp jumache. Er will auch alles besser wisse, wie annere Leit un im Freite do biet er alles. Well ich hoffe nids mehr, als wann einer immer so klohe duht un dabel is nids tabinner. Ich hen nit lang gerid drüwer nachgedenkt, wie ich ihm am Beste blamire könn un Jhne, Mister Ethor, die selbe Zeit zu duhn könn. Wie ich so do drüwer nachgedenkt hen, do schreit mich uff emol en Gidie dorch mein Brehn. Diefelwe Zeit hot mich's on mein große Joh getidelt un wann das der Fall is, das is immer e Sein, daß die Gidie ahlredt is. Ich hen dann auch reiteweg mei Sätzfel von die Gärtet geholt, hens e wenig abgedoht un hen dann gestart zu pade. Ich hen allerhand Stoff enei gepadt - e paar Stadins, e halwes Dohend Herterichs, e Reitgaur, e paar - well, all so Stoff, was e Lehdie juht duht, lihas kien will mer doch immer aus-gude un dann wuß ichlechts Wetter is un mer muß sein Schfort e wenig lupse - well Sie wisse jo, was die Menfchols dann immer gleich Rieh-marks mache, wann emol ebbs nit in e gute Klodich is. Ich kenne das, ich hen jo doch auch ein, wo jo en nase-neiser Heller is. Wie ich mei Sätzfel gepadt gehobt hen, do hen ich e gutes Dreh angejoge, mein Fahlbannet uff-geceht un hen guet zu die Klodis ge-fact. Wisse Se, wo ich bin in Rei York sin ich un wisse Se for ma-zum? For die Duhwie Zellebreichs nitzumache. Ich wisse gut genug, daß Sie mit so ebbs nit uff mich ane-niese sin un daß Sie in Rei York Ihre stehende, sitende un lügende Karre-pondens hen, wimmer Se mer'n gut ge-nug wisse, daß e Lehdie manchmol Eeche sieht, wo en Schentelmann gar nit hinguckt un iwierhaupt sieht die vielmehle Weidlichkeit alles mit ganz andrer Auge an. Ich sin e wenig bi-hernd Zeim mit mein Rieport, wimmer so ebbs will auch sein ausgearbeit sein, das kann mer nit do dahn schmiere. Wann Se mehbie ebbs nit gleiche, dann könne Se'ssi ja aus-schträfche, wimmer ich dente nit, daß mein Rieport damit zu imprufe is. Also ich war'n in Rei York! O, mei, was sin do for Menschlichkeit gemefe, wei, ich hen nie nit gebenkt, daß es in werhaut so viel Viehls gemefe best. Am allermehtste hot's Lehdies ge-habt. Wisse Se, do hen ich nit drü-mer genounert, die müffe jo immer ihr Nas vorne hen. Un so viel junge Medercher ware in die Kraud, daß ich ordentlich geschwiwert hen, wann ich so dran gebenkt hen, wie leicht so eme unerperienzte junge Ding ebbs häpene kann. Un en Stiel hen se an-geputt, do sin ich mich dagege so federn-ländig vorlomme, daß ich mich schürh gekochent hen. Well, off Kohrs, hen ich die Kreut aufseant, un dabet is mich mei Sätzfel erig unhandig ge-nerfe. Ich hen's doch Niemand gewise könnne for uffzuhebe, denn in die erste Leit hätt sich Niemand mit gebauert un dann war mich's auch zu schenant gemefe, wann jemand eneidigudt hätt. Wisse Se, es hot Männer, wo arig in-wissitheit sin. Ich hen jo in die Kreut gefode, daß ich nit mehr hen müffe gekönn. Als emol is von hinne ge-puht worde un dann hen ich mit mein Sätzfel die Männer in Front von wick in die Knieleiche gepuht. Do is eff Kohrs arig geschwore worde. Dann is iwider en Pusch von die Front kumme un dabet is mich das Sätzfel-gege mei Stommed gepuht worde, so daß ich puttimier die Fritts trieg hen. Somet hen ich noch nids von Bergniege un Joan gefürt, wimmer ich hen im-mer espediet, daß es noch komme-deht. Ich hen mich mit mei Elbhos im-mer mehr nach die Front gepuht, uff emol do sin Sohllers, oder es kenne auch Kapperich an Hofsbänd ge-weise sein, angeritte komme. Alles is außgerisse un dente Se nur emol, do hen ich uff emol ganz in Front ge-fanne! Sell hen ich off Kohrs ge-gliche, blos ein Ding hen ich nit ge-gliche, nämlich, daß mich die Sonn so arig ins Gesicht geschent hot un ich sin effrecht gewese, ich deht mehbie Frede's-keite un deht mich mei Komplexchen steue. An die annere Seit von die Stritt do is es neis un schebie ge-nerfe un in e Sekend wann ich iwider die Stritt aerofcht. Grad in die Mit-tel von die Rehd is mich mei Sätzfel

uffgange un mein ganzer Stoff is mich eraus gefelle. Do hätte Se wimmer emol höre solle, wie die Gäng gehe-let hot! In e Sekend un e halb hen se mein Stoff uffgepuht un gewant hen's in die Luft erumgeschwabt als wann's Flähts wär. Ich kann Jhne sage, es gibt schlechte Mensch, wimmer enihau hätt ich nit espediet, daß Schentelmann e Lehdie den Weg triete könnit. Das hätt jo nit emol mein Hosband, der Mister Philipp Sauerampfer gedahn. Ich hen mei Sätzfel Sätzfel sein losse un sin fort. Später hen ich den Duhwie doch noch gefehn, wimmer ich hen nids mehr drum gemewe. So jeht hen Se doch wenigstens en kompletie Rieport von die Zelle-bieche. Mehr wie ich hen die meh-schte Mensch nit gefehn, bei mich war off Kohrs blos dos verbolle Sätzfel for zu blehme. Well so elang. Mit Riegheds Luhrs trulie Missus Philipp Sauerampfer gebü-rene Hanffengel.

Der Mörder.

Nach dem Ungarischen von Artos Laszlo.

An einem sonnigen Morgen jogen die Festschuharen mit Jammertrom-petenstreich in die herzogliche Residenz ein. Der Herzog hatte sich mit einigen hundert Gardisten erst vor wenigen Tagen an die große Süd-armee angeschlossen, während die Großherzogin mit ihrem Hofstaat im Schloß zurückblieb, um einige Tage später ebenfalls abzureisen. Die durch das auf Streifzügen sich befindende ungarische Husaren-Regiment über-raschte Residenzstadt geriet, in solch ungeheure Panik, daß Niemand von der Einwohnerchaft den leisesten Widerstand wagte. Vor dem herzoglichen Schloß hielt eine bürgerliche Garde Wache.

Der ungarische Oberst, der kein Freund von Ceremonien war, verfuhr recht zuvorkommend mit den bewaffneten Familienvätern. Unter Führung des Rabetten v. Bobdow ließ er ohne Trompetenschlag, ohne Trommelschlag oder sonstige militärische Honneurs durch eine Abtheilung Husaren die bürgerliche Wache ablösen. Seine Freundlichkeit ging sogar so weit, ihnen ihre „Büchsen“ zu lassen. Die Schloßbewohner blickten ohne Weiteres die schwarz-gelbe Platte auf dem Kuppeldach und als Bobdow vor einem Hofbeamten Anweisungen machte, daß er noch ohne Majestä-täre, hatte man ihm diensteifrig aus der fürstlichen Küche ein Mittagessen vorgelegt.

Die Großherzogin simulirte Unpäß-lichkeit und empfing den Besuch des Obersten nicht. Auch zeigte sie sich mit ihren Damen nie vor den Soldaten. Nur die Wache mit Musik durch den Schloßhof zog, konnte man das Bewegen einzelner stehender Fenstervorhänge wahrnehmen. Die Herzogin verließ auch das Schloß nicht, nur Abends promenirte sie in der zum Palais gehörigen verschlossenen Dran-gerie.

Und dertsin durfte sonst kein Frem-der eindringen. Der Oberst hatte dies-bezüglich strengsten Befehl gegeben, in-dem er erklärte, daß er Jeden, der durch seine Zudrinalichkeit der hohen Frau lästig fiele, ohne Weiteres er-schießen lassen würde. Den Herren Of-fizierien war dieser Befehl nicht recht willkommen, war doch die Fürstin eine allbekannte italienische Schönheit. Aber den Befehl ihres Vorgesetzten, ein-ner äußerst strengen Soldaten, hatten hatten sie zu respektiren. Er verstand keinen Späß.

Diese Kriegsdisziplin währte übrigens bereits einige Monate. Der Weg der Hauptarmeen führte nicht durch dieses Ländchen. Und während drüben hinter den Bergen in blutigen Schlachten das Säuldal von Millionen sich aufstiege, war das harmlose Polstireisen in den Kantinen die einzige aufregende Be-schäftigung der schnurrbartigen Festschuharen.

Eines Tages geriet jedoch das ganze Lager in eine fürchterliche Aufregung, die selbst den Krieg vergesen ließ und deren Ursache Rabett Bobdow war. Ein taumel zwanzigjähriger Jüngling, rit-terlich wie ein Kreuzritter, jeht wie eine Primadonna im Wagenkutsch und nach dem einstimmigen Urtheil seiner Kameraden frech wie eine Flegel. Als Sprosse einer mächtigen, reichen Magnatenfamilie warf er das Geld mit vollen Händen aus, als wenn er mindestens berufen wär, das Riese-nermögen, das seine Väter vor Hun-derten von Jahren erworben hatten, zu vergeuden. Er war im Stande u. A. eine Circus-Gesellschaft aus Wien kommen zu lassen, um auf eigene Kos-ten den Offizieren seines Regiments einen amüsanten Tag zu verschaffen.

In einer Nacht schlenderte Bobdow, lustig vor sich hinschreitend, nach Hause. Als er den Eingang der Kaserne pas-siren wollte, wurde er durch den Ruf des Postens aufgehalten. Auch die Wache trat in's Gemer. Der dienste-bende Offizier, mit blankem Säbel in der Hand, hielt ihn an: „Rabett, bitte um Ihren Degen!“ Wortlos und ver-blickt gehorchte Bobdow. Er wurde in die Wachtstube begleitet, wo er den Rest der Nacht verbringen mußte. Am nächsten Morgen wurde er zum Rap-port zu dem Obersten befohlen.

„Sie wissen, wessen man Sie be-schuldigt!“ fragte ihn sein Vorgesetzter. „Keine Ahnung, Herr Oberst!“ „Sie haben in der Nacht einen Mord-verübt! ... Wo haben Sie Nacht ver-bracht? ... Das rosigte Gesicht des Rabetten wur-

de freudebleich. — Mit feuchten Augen antwortete er entsezt: „Herr Oberst, das kann ich nicht vertragen! ...“ Es war jedes Fragen, jede Drohung ver-gelich. Bobdow schwieg beharrlich. Der Oberst hing an, ungebüldig zu werden.

„Also, Sie wollen nicht wissen, wo- von die Rede ist? ... Ein Gastwirth wurde in seiner eigenen Trinkstube in der vergangenen Nacht ermordet. Jehn Menschen haben den Mörder gesehen, als er mit blutigem Degen in der Hand eiligt die Schenke verließ. ... Auch einige Husaren erkannten ihn. ... Es war ein Rabett. Sie allein verließen die Kaserne, Ihre sämtlichen Kam-meraden verblieben in ihren Quartie-ren.“

„Man schaffte Bobdow's Säbel her-be. Bis an den Griff war er schwarz von getrocknetem Blut. Und als man seine Kleidung genauer in Augenschein nahm, hatte man Blutflecken auf sei-nen Stiefeln und seiner Attilia wahr-genommen.“

„Wohin hat Sie Ihr Nähhorn ge-führt?“ rief der Oberst außer sich. „Ge-wiß hat der arme Mensch Ihr extra-rogantes Treiben nicht länger dulden wollen!“

„Herr Oberst, ich habe diesen Men-schen nicht getödtet,“ sagte der Rabett gelassen.

„Wir ist Alles klar. Ich bin nur noch neugierig, zu erfahren, was Sie zu Ihrer Vertheidigung vordringen könnien.“

Der Adjutant sprach einleitend da-zwischen: „Wahrscheinlich war der Wirth ge-waltthätig ... Diese Menschen wec-den frech; wir sind auch zu nachsichtig und zu zuvorkommend diesen Leuten gegenüber.“

„Ich habe den Wirth nie gefehn,“ unterbrach ihn Bobdow. Der Oberst zog die Augenbrauen zusammen. „Sie denken wohl, daß ich mit Rücksicht auf Ihre Familie Rücksicht üben werde?“

Bobdow hob stolz seinen Kopf in die Höhe. „Meinetwegen! Lassen Sie mich erschießen, Herr Oberst!“

„Das wird auch geschehen!“ sprach der Oberst tollkühlig und kehrte dem Rabetten den Rücken zu.

Bobdow wurde in's Gefängniß ge-führt. Nachmittags erhielt er den Bes-uch des Adjutanten.

Im Gottes Willen, nahm doch Vernunft an. Der Oberst ist erst da-bei, Dich hinrichten zu lassen. Dein hartnäckiges Schwören hat ihn in grenzenlose Wuth versetzt. Die Bürger wollen eine Deputation an ihn senden, sie verlangen Deine strenge Bestrafung. Wie konntest Du Dich auch so weit vergehen? Du warst natürlich sehr betrunknen. Bollstest mit der Sä-belklinge zuschlagen und traftst mit der Schenke.“

Bobdow zuckte gleichgültig mit der Schulter. „Lasset mich zufrieden. Ihr werdet keine Aufführung von mir erhalten. Niemals! Auf Ehrenwort! Wenn Ihr mich für einen Mörder haltet, wohlun, so laßt mich erschießen.“

Später erhielt er wieder einen Bes-uch in seiner Zelle. Der Regiments-taplan meldete sich und fragte ihn, ob er Beweise ablegen wolle. Bobdow war dazu gern bereit. Als jedoch der Kaplan die Ereignisse der vergangenen Nacht berührte, wurde Bobdow plötzlich schweigm. Nur so viel sagte er: „Gott kennt meine Unschuld.“

„Gegen sechs Uhr Abends wurde er auf den Hof gebracht, wo bereits eine Abtheilung Husaren mit geladenen Ka-rabinern seiner harrte. Der Adjutant trat mit einem Chronometer in der Hand an ihn heran.

„Du hast noch zehn Minuten Zeit zur Ueberlegung. Wenn Du innerhalb dieser Zeit Alles gesteht, dann ich Dich in das Gefängniß zurückbringen las-sen. Vielleit ist es dann auch möglich, Dein Leben zu retten.“

„Weiß man in der Stadt, wann meine Hinrichtung stattfinden wird?“ fragte der Rabett.

„Jeder weiß es.“

„Dann weiß es die betref-fende Person ebenfalls.“

„Wer ist diese Person?“

Bobdow antwortete nicht, sondern verfolgte mit den Augen die Finger des Chronometers. Als die zehn Minuten verstrichen waren, sagte er: „Ich ge-stehe nichts! Thut Eure Pflicht!“

Der dienstherrnde Adjutant zog sei-nen Degen heraus und tommantirte. ... In bemfelben Augenblick wurde im ersten Stock ein Fenster aufgerissen. Die kwallende Stimme des Obersten erscholl: „Halt! führt den Rabetten zu mir!“

Bobdow athmete erleichtert auf. — Als er einige Minuten später in das Zimmer des Obersten trat, erblinde er eine schlanke, verschnörkelte Fraue-nge-stalt. Sie stand mit gesenktem Kopfe unbeweglich am Fenster. Nur ihre Hände schienen zu zittern, wohl von der großen Aufregung. „Jeht weiß ich, daß nicht Sie der Thäter sind,“ rief ihm der Oberst entgegen. „Die Kom-tesse hier, Palostdame Ihrer Hoheit, hat Ihr Alibi nachgewiesen.“

Sie hatten also die Nacht in der Drangerie verbracht.

Aber das Weitere müssen Sie mit noch erklären.

„Mein Barbier!“ entgegnete Bob-dow mit fester Stimme. „Wie denn?“

„Ich bin jeden Abend zu meinem Barbier gegangen, wo ich meine Uni-form mit einem Civilanzug vertauscht habe. Dadurch konnte ich unauffälliger Weise in das Innere des Palais gelan-gen.“

„Ich verstehe! ... Und der Bar-bier?“

„Der hat sich wahrscheinlich in mei-ner Abwesenheit in meine Uniform ge-steckt und damit Mißbrauch getrieben.“

„Sie werden wohl recht haben! Der Barbier wird zur Rechenschaft gezogen werden, sollte er inzwischen nicht das Weiße gesucht haben ... Zunächst müssen wir jedoch mit Ihnen abrech-nen. Sie werden selbstverständlich die Gräfin heirathen.“

Der Rabett härtete in das Gesicht seines Vorgesetzten.

„Die Gräfin hat mit ihrer Schwäche eingestanden, dadurch daß sie Ihr Le-ben gerettet. Sie wären kein Ungar und Kavallerie, wenn Sie ihr Verurtheilung geken würden, ihre Thut zu be-zeuen.“

„Selbstverständlich,“ erwiderte Bob-dow leise.

Der Oberst wandte sich nun an die Dame. „Lieben Ihre Eltern, Gräfin?“

„Meine Mutter ist todt. Mein Va-ter befindet sich bei der Arme,“ is-selte kaum hörbar das Mädchen.

„Ihr Vater ist Soldat! Nun kann werden Sie mir gestatten, ihn während seiner Anwesenheit zu vertreten. In zwei Stunden wird Sie Beide der Re-gimentskaplan frauen.“

Das Mädchen fuhr erschrocken zu-sammen. „Meinen Sie, daß Ihr Vater nicht so gehandelt hätte?“ fragte er Oberst, dem diese Bewegung des Mädchens nicht entgangen war. — Das Mädchen antwortete nicht.

„Rabett, wollen Sie Ihre Liau zu Ihrem Wagen begleiten?“

Bobdow hob höflich der Da me sei-nen Arm und führte sie hinunter. Als sie allein auf dem Treppentrufl gingen, hub der Rabett an:

„Wir sind gezwungen, dem Willen des Obersten zu gehorchen. Wir müs-sen uns heirathen, obwohl wir uns zum ersten Male im Leben sehen. Haben Sie die Güte, mit Ihren Namen zu nennen.“

„Marianne Saint-Vincent,“ ent-wortete leise das Mädchen.

„Mein Name ist nicht so klarhall: Bobdow! Das soll Sie jedoch nicht irri-tiren. Er ist ungarisch und mindestens so gut wie der Name Saint-Vincent.“ Als das Mädchen die vor dem Hinter-thal wartende Hofeinquage betritt, küßte sie ihren Schleier und blidte einen Moment fest in die Augen Bob-dow's. — Sie war hübsch und kaum 18 Jahre alt. Ihre Augen waren vom Weinen geröthet. Bobdow athmete angenehm überbracht auf und sprach leise vor sich hin: „Eigentlich ist es sehr reich-schicklich von der Herzogin, daß sie an ihrer Stelle doch ihre schönste Tochter abge-sandt hat ...“

Die Geschichte euer armen alten Frau.

Von G. Benedikt.

Alle Zeitungen, auch jene, die der hochwürdige Herr täglich las, brachten die Nachricht, daß der Ministerialrath Rudolf Weber nicht unbedenklich er-trant sei. Hochwürden las wiederholt die Notiz, ging dann auf und ab, nach-denkend und erwägend, was da wohl zu thun sei. Sollte er diese Hubschö-nen armen alten Leuten, den Eltern des Ministerialrathes, überbringen oder nicht?

Unschlüssig trat er auf die Straße. Während des Gehens sah der alte Herr die Zeitung aus der Tasche und las nochmals die Zeitungsnottiz über den armen Sohn des kleinen Dorfes, der sich so hoch emporgeschwungen, daß die Zeitungen sogar seine Ertrankung be-richteten. Wie viel Millionen Menschen kämpfen mit dem Tode und sterben, ohne daß die Welt etwas davon er-fährt. Der Küster kam gerade des Weges. Hochwürden streckte ihm schon von Weitem die Zeitung entgegen.

„Wissen Sie auch schon, lieber Kü-ster? Da lesen Sie, was hier gedruckt steht. Der Herr Ministerialrath ist trant, schwer trant!“

„Ach, die armen Leute. Welcher Nummer für sie!“

Sie schieden und der alte Geistliche schritt rüftig weiter, bis er vor dem alten Hause anlangte, in dem der Herr Ministerialrath geboren und getauft wurde. Er selbst hatte ihn getauft. Mehr Kinder hatten Webers nicht. Gut, Felder und Wiesen hätten sie ge-nug gehabt, um drei Kinder reichlich zu versorgen. Der geistliche Herr hatte den Asten überredet, den Sohn studiren zu lassen.

„Um wer wird die Wirthschaft übernehmen?“ wiesprach der alte Weber.

„Die Wissenschaft ist werthvoller als alle irdischen Güter. — Und dabei können auch die Felder bleiben.“

Die blieben aber nicht. Nur ein arbeitsloser Rest. Ein Feld nach dem anderen mußte der alte Weber ver-kaufen, und wenn es ihm auch jedesmal tief ins Herz schnitt: Das Studium, die Wissenschaft, wollen bezahlt sein. Oft hatte er beschloffen, ei-mal in jene riesengroße Stadt zu fahren, um nach-zusehen, was eigentlich seine theuren geliebten Felder verschlingt, aber seine Frau hielt ihn jedesmal davon ab. Ihr Mutterherz, von banger Ahnung erfüllt, zitterte.

„Ich werde schon selbst fahren,“ pflegte sie zu sagen; aber sie fuhr auch nicht.

Nur selten war der Junge zu Besuch gekommen. Seitdem er Beamter war, blos ein- bis zweimal. Er blieb auch nur wenige Tage im Elternhause, denn

ein Beamter hat gar viel zu thun; aber jedesmal — nahm er ein Stück Feld mit.

„Es wäre fast besser, wenn er über-haupt nicht käme!“ murrte der alte Weber.

Die alte Frau weinte, ihrem Mut-terherzen thaten diese rauhen Worte wehe.

„Alles nimmt er uns weg. Für un-sere alten Tage wird uns nicht einmal das Häuschen bleiben, auch das wird die Wissenschaft verschlingen. Was nützt und frommt's uns denn, daß er ein großer Herr wird.“

„Verfündige Dich nicht gegen Gott. Er wird uns schon Alles wieder er-sehen, gewiß, ganz gewiß!“

Sie sagte es, aber ihr Glaube war auch schon schwach geworden, recht schwach. Mit tiefem Weh im Herzen gestand sie sich ganz im Geheimen, wenn nur Gott ihr Zeuge war, daß der, den sie mit ihrem Herzblut groß-gezogen, Vater, Mutter und Ver-wandtschaft vergessen habe.

Auch die Briefe wurden seltener. Nur aus der Zeitung des geistlichen Herrn erfuhren sie ab und zu etwas von dem Sohne. „Er ist abanirt.“

„Der Minister hat ihn mit einer aus-wärtigen Mission betraut. Er hat ein Buch geschrieben.“ Die illustri-erten Blätter brachten sein Bild. „Er hat einen Orden bekommen.“

„Freut Sie das nicht, Herr Weber? Und Sie, Frau Mutter? Frug jedes-mal der hochwürdige Herr.

Als der geistliche Herr jezt eintrat, sah die alte Weber an dem offenen Herd und jammerte, daß sie diesen Winter nicht einmal Milch haben wer-den, denn auch ihre letzte Kuh war ge-fallen. Ja früher, da stand der ganze Stall voll — aber jezt! — Wo find die sechs Ochsen hin, die vier Pferde? Und die vielen Schafe und Schweine? Zwei Ochsen sind uns geblieben, die klein-sten, und die Schafe sind bald abge-zählt. — Der alte Weber seufzte tief auf: „Gott gebe mir den erlösenden Tod!“

Auch die Frau seufzte, und wenn sie's auch nicht aussprach, hatte sie doch den gleichen Wunsch wie er.

Sie hielten den geistlichen Herrn willkommen. Es that ihnen wohl, daß er ihr ärmlisches Haus nicht mied, trotzdem sie ihm schon seit Jahren nur die halben Taxen zahlten. Mit alten Geschichten sungen sie an, und so kamen sie langsam auch auf den Herrn Mini-sterialrath zu sprechen.

„Mein Brief von ihm da?“

„Zeit fünf Jahren haben wir keine Handschrift nicht gesehen, ist auch bes-fer!“

„Wie tannst Du's über's Herz brin-gen, so zu sprechen?“

Der Geistliche beschwichtigte die Al-ten. „Hohe Beamte haben viel zu thun. Und dann, wer weiß, vielleicht war er trant? Er hat ja keine Familie, keine Frau, kein Kind, die für ihn schreiben könnien.“

„O du lieber Gott!“ Die alte Frau griff sich ans Herz. „Mein Sohn ist trant! Deshalb sind Sie gekommen, Hochwürden?“

„Ja, nur ruhig, Frau Weber, die Sache ist ja nicht so gefährlich. Auch ich war trant und bin mit Gottes Hilfe genesen. Der Herr Ministerial-rath wird auch gesund werden.“

Das Weinen und Jammern der ar-men alten Frau überludte die Worte des Geistlichen.

„Nun fahre ich, ich lasse meinen Sohn nicht in der Fremde zu Grunde gehen. Er wird ihn pflegen, wenn seine Mutter nicht bei ihm ist.“

Der alte Weber erhob sich von sei-nem Sitze, ging auf und ab, sein Ge-sicht zeigte, daß er mit sich kämpfte.

„Man braucht Dich dort nicht, bleibe hier und bete für ihn; auch ich werde beten, daß ihm Gott gnädig sei.“

Das hörte die Frau nicht mehr. Ge-schäftig ging sie hin und her und packte, zu die eine Hälfte ihres Rud-sackes kopfte sie ihr Feiertagskleid, in die andere Brod, Butter, Kefel. Auch ein flädischen Sitorium packte sie ein.

„Mein Herzliebster hat ihn früher gar so gern gehabt!“

Der alte Geistliche wollte etwas sa-gen, aber er unterdrückte es. Ein Thräne perlte in seinem Auge. Aber der Alte murmelte:

„Wozu nimmst Du das Alles mit? Wer wird das essen?“

„Aber? Mein Sohn!“ — — — Die alte Frau sigt im Coupe, juch-sam zieht sie sich in eine Ecke zurück, und chehrschüßelvoll erhebt sie sich von ihrem Sitze, als der Kondukteur ein-tritt, um die Karte zu kuppiren; dann sehte sie sich wieder. Da ihre Augen voll Thränen sind, richten die Reize-ge-fährten theilnahmvolle Fragen an sie. Wohin sie reise?

„Nach Wien, zu meinem Sohn.“

„Was ist denn Ihr Sohn?“

„Ein großer Herr im Ministerium.“

Sie nennt den Namen und es findet sich gleich auch Jemand, der ihn kennt. Ja, das ist ein großer Herr! Ministe-rialrath! Und der ist wirklich Ihr Sohn?“

Die alte Frau wird stäubig bei dieser Frage. „Wessen denn?“

„Das ist hübsch. Sie können stolz, glühtlich sein.“ Während der ganzen Fahrt sprechen sie vom Herrn Ministe-rialrath. Inzwischen kommt ein an-derer Reizegefährte, der gerade in der Abtheilung ihres Sohnes beschäftigt ist.

„Gewiß, warum denn auch nicht! Wenn ich ihn nur schon sehen, umar-men, Herzen könnit!“

In Wien angelangt, sank der armen Frau wüthig der Ruch. Wo fand sie ihren Sohn? Alles wußte sie: Daß er wirklich ihr Sohn sei, daß sie ihn er-zogen, gepflegt, sich für ihn geopfert habe — nur eines wußte sie nicht, wo er zu finden war. Endlich fand sich ein mitleidiger Mensch, der sie vor das Ministerium brachte. Der Portier fraug mit großer Herablassung, was sie wollte.

„Meinen Sohn suche ich, bitt' schön.“ Und sie nannte den Namen. Und sie hört wieder die zweifelhafte Frage:

„Der Herr Ministerialrath ist Ihr ...“

„Aber wie unterthänig der Portier auf einmal wurde!“

Nun weiß sie die Wohnung und ei-nig schreitet sie dahin. Ach Gott, in welch großem Palais wohnt mein Herr Sohn! Gehört es etwa ihm? Unter starkem Herzklopfen steigt sie die Stiegen hinauf, und im ersten Stock läutet sie dann an. Auf einer großen vergoldeten Tafel steht: „Rudolf We-ber v. Felzdorf, Ministerialrath.“

„Das ist er schon,“ jagte die alte Frau, „wir sind wirklich von Felz-dorf.“

Ein Diener öffnet die Thür und will sie rufen wieder mit den Worten: „Wir kaufen nichts!“ ins Schloß wer-fen.

„Ich habe nichts zu verkaufen. Ich komme zu meinem Sohn. Ist er trant, Geh's ihm schon besser?“

Und wieder hört sie die Frage: „Der gnädige Herr — ist Ihr Sohn?“

„Ja, ja, wessen denn?“

„Bitte, zu warten.“ Bevor er in das Zimmer seines Herrn eintritt, musterte er nochmals die alte Frau.

„Ach Gott, ach Gott!“ seufzt die Arme, „nicht einmal mein Sonntags-kleid habe ich angezogen. ... aber wo hätte ich's auch thun sollen.“

Der Diener kommt zurück und bittet sie, einzutreten. Ihr Herz ist übervoll, sie hört nichts und sieht nichts, nicht einmal das ironische Lächeln des Dien-ers. Sie sieht jezt nur ihren Sohn, der abgemagert, mit eingefallenen Wangen im Bette liegt. Neben ihm liegt ein Herr. Mit erlobenen Händen wohnt sie zum Bett, dort stützt sie zu-sammen und beudet das Gesicht ihres Sohnes, das vorher so blaß, jezt purpurroth färbte, mit tausend Küs-sen.

„Mein Sohn, mein lieber, und bittet Sie! Krant bist Du! Wo thut's denn weh? Ach, wie alt bist Du ge-worden?“

Der fremde Herr erhebt sich von sei-nem Sitze. „Weinen Sie nicht, gute Frau, Ihr Sohn, der Herr Rath, wird bald gene-sen.“ Dann geht er.

Der Herr Ministerialrath höhnt: „Wozu kamen Sie, Mutter?“

„Wozu ich kam? Mein Gott, wer soll Dich denn pflegen, wenn nicht Deine Mutter?“

„Ich habe Pflege genug. Sie ver-suchen das ja ohnehin nicht.“

„Mein Gott, mein Gott! Du phan-tastisch, lieber Sohn! Wer hat Dich denn als Kind gepflegt, als Du so schwer trant warst? Erinnerst Du Dich nicht?“

Der Diener meldet den Besuch zweier Herren.

„Kann ich sie jezt eintreten lassen?“

„Nein, nein! Jezt nicht! Das Sprechen ermüdet mich.“

Die alte Frau sing an, ihren Rud-sack auszupacken. Sie nahm das Sil-berumfläschchen heraus.

„Was glaubst Du, was ist da drin? Etwas, was Du einst sehr liebtest. Davon wirst Du gewiß gesund.“

„Aber Mutter!“

„Silbtorium, mein Sohn, Silb-torium. Hast Du ihn nicht mehr gern?“

„Weg damit, Mutter! Tragen Sie Alles hinaus. Ich kann den Versuch nicht vertragen.“

Er läutet dem Diener.

„Trage den Sad hinaus!“

Kraftlos sank die alte Frau auf den Stuhl. Sie faltete die Hände, sah lang vor sich hin und dann lösten sich die Thränen aus ihren Augen.

„Warum weinen Sie denn?“ fragte der gnädige Herr. „Soll ich mich mit dem Zeug löbten? Und dann, Mut-ter, wenn Sie schon hierherkamen, hät-ten Sie sich doch aus Rücksicht für mich besser kleiden können. Was werden die Leute sagen?“

„Ach Gott! Mir bricht das Herz! Sprich nicht weiter, Du ... Du ...“

„Ja, nun, beruhigen Sie sich nur, ich hab's ja nicht so gemeint.“

„Ich gehe schon, fürchte nichts.“

Der Diener trat ein.

Er meldete eine Dame, die auch schon eintrat. Sie schien sich da heimlich zu fühlen.

Ein starker Duft verbreitete sich im Zimmer, die alte Frau zog sich schü-aurück. Sie wankte aus dem Zimmer. Die Dame betrachtete sie mitleidig.

„Wer war die Frau?“